

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 194. Bromberg, den 28. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(27. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Fabian Fuchs ward auf Vollmoors Hof mit Schinken und Rührei, mit Schlackwurst und Wacholderschnaps traktiert. Er führte mit seinen langen, knöchernen Fingern munter das Messer zum Munde, er aß, wie einer ißt, der sich monatelang von Kartoffeln und Buchweizengrütze ernährt hat. Das Glas vor ihm wurde der Luft nicht froh, die es immer wieder so traulich erfüllte, Fabian Fuchs aß und trank eine Stunde lang, und die grämlichen Reste des Gebisses in seinem Munde taten wackere, schweigende Arbeit. Endlich schloß er die Augen und schnaufte leise.

„Fabian Fuchs", sagte die Witwe, „kannst du mir sagen, ob Öl in Cordes Garten ist?

„Es ist ja schon aus der Röhre herausgekommen . . .", meckerte das Männchen.

„Das will ich nicht wissen. Ich will wissen, ob viel Öl in seinem Garten ist. Du sollst den Garten mit deiner Rute abgehen, oder wie du das machen willst . . . Kannst du das?"

„Den Garten, den brauche ich nicht abzugehen, den Garten, den bin ich all abgegangen, was in dem Garten drin ist, das weiß ich . . ."

„Ist viel Öl in dem Garten?"

„Viel Öl, viel Öl . . ."

Die Witwe Vollmoor preßte im Schreck ihre Lippen aufeinander.

„Wieviel Öl denn, Fabian Fuchs . . .?"

„Viel Öl, viel Öl . . ." er meckerte hämisch.

„Willst du mir nicht sagen, wieviel?"

„Soviel Öl, daß er ein Jahr lang in ganz Kleindahle die Stallaternen damit leuchten lassen kann . . ."

„O — so viel Öl . . .?" Die Witwe seufzte auf, dankbar und glücklich erleichtert. „Mehr nicht?"

„Mehr nicht!"

„Woher weißt du das so genau, Fabian Fuchs . . .?"

„Daß weiß ich so . . . Hier in der ganzen Feldmark ist kein richtiges Öl, das lohnt alles nicht . . ."

„Das weißt du so . . .? Das ist gut."

Fabian Fuchs nickte mit dem Wasserkopfe.

„Ein Jahr lang die Stallaternen von ganz Kleindahle leuchten lassen können — das ist doch viel Öl, nicht wahr, Fabian?"

Fabian wandte langsam und lauernd den Kopf; seine ausgeblichenen Augen suchten in dem Antlitz der Witwe. Dann begriff er, aber er lächelte nicht einmal . . .

„Wohl, Vollmoors Mutter, das ist gewiß viel Öl."

„Willst du mir nun gefällig sein und Cordes Ferdinand darüber Bescheid sagen, daß viel Öl in seinem Garten ist?"

Er antwortete nicht.

„Viel Öl — sollst du sagen. Das mit den Stallaternen sollst du nicht sagen, das weißt du ja nicht gar so genau. He — verstehst du mich?"

Der Bergkauz knurrte und zog sich zusammen unter dem härteren Klang ihrer Worte. Die Witwe fuhr fort:

„Ich habe ein fettes Schaf über, es wiegt hundertdreißig Pfund. Das gibt eine Suppe für acht Tage und einen feinen Braten und wenn man das andere Fleisch einpökelt, langt es für einen Menschen über den ganzen Winter. Und Wolle zum Strümpfe stricken hat es auch."

Er horchte mit seinen blaugeränderten, dünnen Ohrmuscheln hinüber.

„Das Schaf", sagte sie, „das steht bei den Kälbern, ich wollte es eigentlich für das Dreschfest lassen, aber es kommt mir nicht darauf an. Der Kälberstall ist offen, der Hund ist heute nacht auf der Däle, das Schaf steht gleich linkerhand, es kann leicht abgeholt werden — das kann einer holen, der halbblind ist."

Fabian Fuchs grinste zufrieden.

„In Cordes Garten ist viel Öl . . .", sagte er, indem er aufstand.

Als der Gnom in Cordes Garten ankam, hatte sich gerade etwas Seltsames ereignet: an der neuen, von Fuchs bezeichneten Stelle hatten die Brunnenbohrer in knapp zwei Metern Tiefe eine mächtige Wasserader getroffen . . . Da hatte man nun auf Geheiß des studierten Ingenieurs Cwicklinski wochenlang sinnlos in die Tiefe gebohrt, und hier fand man, auf eine Weisung des wasserköpfigen Armenhäuslers, nach wenigen Stunden das ersehnte Wasser . . . Ferdinand zitterte am ganzen Leibe, als er den Zwerg sah, der um die Schätze der Erde wußte.

„Hast du deine Rute nicht mitgebracht?" fragte er ungeduldig.

„Ich brauche keine Rute. Deinen Garten kenne ich. Es ist viel Öl in deinem Garten, viel Öl."

Viel Öl . . . viel Öl . . . Ferdinand bohrte mit Hilfe des Geldes, das ihm Vollmoors Frau gegen eine weitere hypothekarische Belastung des Hofes bis zur Höhe von fünfzigtausend Mark gegeben hatte.

Es stand ein riesiger Bohrturm in seinem Garten, es war ein großer Tankwagen herangefahren, es brüllte ein Bohrmotor — es mußte tiefer und tiefer gebohrt werden. Lange kam nichts, lange schreckliche Tage, es verstrich der Rest des Juni und brachte kein Öl. Dann kam wieder eine Spur, Frohlocken, tagelanges Schwanken zwischen Hoffnung und Verzagen — bis alles vorbei war. Aber es mußte weitergebohrt werden: viel Öl, viel Öl war ja im Garten . . . Und wieder kam Öl, wahrhaftig, zwei ganze Tage lief eine gehörige Quelle — man hätte nicht glauben sollen, daß sie so plötzlich das Laufen vergaß . . .

Immer saß der junge Ölherr auf seinem Hackeklotz und starrte auf den Bohrturm, aber manchmal ging sein Blick über den Garten hinweg zum Fenster der Häuslingshütte. Dann sah er den qualvoll vorgebeugten Kopf seines Vaters, dann glaubte er oft eine drohend ausgestreckte Faust zu sehen, die seinem Werke Einhalt gebieten wollte, dann sah er die schrecklich herausquellenden Greisenaugen, die wie der Blick eines Geiers die Weide seiner Hoffnung zerfraßen . . . Dann fürchtete er sich vor diesem Blick, dann hob er bisweilen leise die Hand und ballte sie zur Faust wie zu einer Abwehr unverständiger Mißgunst.

Kam er herein in die Hütte, so gab es Streit, Vorwürfe und Drohungen. Der Vater hatte sich von Anfang an aufgebäumt gegen dieses neue wahnsinnige Unterfangen, das den ganzen Hof aufs Spiel setzte. Die Mutter suchte ihm gut zuzureden, aber ihre Tränen straften immer wieder die zuversichtlichen Worte Lügen, die sie mühsam zusammengesucht hatte . . .

Der Juli kam, die große Zeit der Ernte — ach, der ganze Monat verging dem jungen Bauern als ein einziger Taumel von Hoffnung und Enttäuschung, von Hader und geschäftigem Müßiggang. Nichts kam vorwärts, weder der Ölfund, noch die Ernte, noch die Einrichtung des neuen Anwesens — er starrte gebannt auf den Bohrturm und dachte an nichts als an das Öl, das viele Öl in seinem Garten.

Er hatte den ersten Juli verstreichen lassen, ohne die ersten fälligen Vierteljahrszinsen für seine Hypotheken zu zahlen, verwirrt vom Größenwahn wie er war und gänzlich erfüllt von den glänzenden Bildern der Zukunft. Es hatte ihn niemand gemahnt, das Zinsgeld zu zahlen, bewahre — die Gläubigerin war soweit entfernt, ihn zu erinnern, daß sie ihn auch über die Schwelle des ersten August hatte taumeln lassen, des letzten Termins, an dem seine Versäumnis hätte nachgeholt werden können . . .

An einem Abend des beginnenden August schien der Widerstand des alten Cordes zu letzter, verzweifelter Kraft erwacht.

„Hör auf . ..", schrie er dem Sohn zu, „verstehst du denn nicht — hör auf!"

Der Sohn wußte, daß alles verloren war, wenn er jetzt aufhörte, zu bohren. Er lachte boshaft dem Vater ins Gesicht, er wurde schlecht in sich selber und gegen die Nächsten, weil er die eigene Schwäche schaudernd spürte, er spielte den Starken, der über die Hindernisse falscher Gefühle siegreich hinwegschritt.

„Wer hat hier zu sagen . . .?" herrschte er den Vater an, „Der Bauer oder der Altenteiler . . .? Das könnte dir wohl passen, ein fettes Altenteil schlucken, nichts tun und dann noch das Kommando führen — he . . .!"

„Siehst du nicht, wie dein Vater sich hat . . .?" schrie die Mutter. „Sieh deinen Vater an!"

Der Vater war zusammengesunken wie unter einem scharfen Hieb.

„Der Schlagfluß . . .", flüsterte die Mutter, „hilf mir..."

Sie hoben ihn auf. Es war aber kein Schlagfluß, er war ein wenig erschöpft von der Erregung, das schien alles . . . Nein, er sprach schon wieder, er bewegte seine Gliedmaßen ganz richtig — er konnte den Arm erheben, den Sohn anblicken und zur Tür hin weisen.

„Ich gehe sowieso . . .", sagte der Sohn, „ich habe keine Zeit, mich mit dir herumzuärgern."

Jawohl, er mußte sich draußen genug ärgern, denn das neue Ölvorkommen, das unlängst gefunden worden war, war wieder einmal erloschen, alles Pumpen half nichts und abermals hatte der Bohrmeißel seine mühselige und kostspielige Arbeit antreten müssen. An drei verschiedenen Stellen des Gartens waren nun schon Türme errichtet worden — alle drei Stellen hatten letztlich versagt.

Der Ölherr sah ein Gedränge neugieriger und schadenfroher Zaungäste vor seinem Garten stehen, das ganze Dorf nahm an den Schwankungen seines Geschickes genußreichen Anteil — jetzt war den Leuten wieder tagelang das reine, ungetrübte Glück beschert worden, an seinem Unglück sich weiden zu dürfen. Da waren manche, die auch gerne bohren würden, die aber zuvor aus den Erfahrungen lernen wollten, die Cordes Ferdinand glücklicherweise für das ganze Dorf einstweilen bezahlte.

Nun sah er diese Versammlung der Schadenfreudigen, und dahinten im Fenster sah er das angstverzerrte Gesicht des Greises — er wehrte sich gegen beide mit einem wilden, höhnischen Winken der Arme, das sich gleichzeitig wie ein neuer, maßloser Antrieb für die Bohrarbeiter ausnahm.

„Los . . . los . . .! Ich gebe heute Abend ein Faß Bier!"

Er gab ein Faß Bier, aber die Erde gab kein Öl. . . Während das Bier im Saale getrunken wurde, saßen die beiden Altenteiler still in ihrer Hütte. Sie horchten bisweilen nach dem Saal hinüber, aus dem immer wieder die laute prahlende Stimme des Sohnes drang. Einmal lachte er grell auf — es lag die Hölle in seinem Lachen.

„Mutter . . .", sagte der Alte, „unser Hof ist hin, wenn er so weitermacht . . . Es ist schon so weit gekommen, daß er nur noch für die Zinsen arbeiten muß — aber so ein Mensch wie der da wird nicht einmal die Zinsen herauswirtschaften, der ruht nicht, bis alles zunichte ist . . . Unser Sohn ist ein schlechter Bauer geworden . . . Mutter, unser Sohn hält seinen Hof nicht hoch, er ist vom leibhaftigen Bösen besessen — ich möchte wissen, warum . . ."

„Ich weiß es . . .", schluchzte die Mutter auf, „ich weiß es . . ."

Sie verstummte, sie konnte es nicht herausbringen.

„Warum denn, Mutter . . .?"

„Weil Lina nicht mehr hier ist . . .", sagte sie leise, fast furchtsam.

Der Alte blickte sie mit seinen hellen Augen an, die in den letzten Tagen noch klarer, noch sehender geworden waren. Er nickte.

Sie schwiegen beide. Das allgemeine Gegröle im Saal war verebbt, ein Einzelner redete jetzt und alle lauschten. Es war ihr Sohn, der von künftigem Reichtum redete, vom Aufblühen des ganzen Dorfes . . .

„Mutter . . .", flüsterte der Alte zwischen die fernen Worte des Sohnes hinein, „Mutter — soll Lina wiederkommen . . .? Soll ich ihr schreiben . . .?"

Die alte Frau schluchzte jetzt laut. Sie weinte, weil sie wußte, was Lina für ihren Sohn und für ihren Hof gewesen war, und sie weinte, weil sie wußte, wie ungeheuer das Opfer war, das der Vater mit diesem Eingeständnis brachte, wie schwer er mit seinem Bauernstolz hatte kämpfen müssen, ehe er zugab, daß er eine davongejagte Magd als Retterin seines Sohnes und seines Hofes wieder herbeisehnte.

Sie weinte laut, die tiefe Wunde in ihrem Herzen brach auf und blutete heiß. Sie weinte — ach, es war vielleicht mehr der Schmerz um den Mann als der um den Sohn.

Sie sah einen alten Bauern in seiner Not, einen starken und stolzen Menschen, der sein lebelang gearbeitet hatte für ein Größeres als er selbst war, für den Hof. Einen Menschen, der sich in fünfundsechzig Jahren vor niemandem gebeugt hatte als vor Gott — nun sah sie dieses: wie er sich beugen wollte vor einer Magd . . .

„Vater, Vater . . .", schluchzte sie, „ist es dir auch nicht gar zu schwer . . .? Soll ich es nicht lieber tun . . .?"

Aber er wollte es nicht, daß sie es tat. Er wollte es selber tun.

Dennoch mußte es ihm wohl schwer geworden sein.

Cordes Mutter hatte ihm Briefpapier, Feder und Tinte geholt. Sie hatte ihm alles so hingelegt, daß er bequem ans Werk gehen konnte — dann war sie hinausgegangen. Sie konnte dieses Werk nicht mit ansehen.

Als sie wieder hereinkam, saß er still und friedlich in seinem Sessel. Der Brief war fertig geschrieben, der Umschlag verschlossen und mit der Aufschrift versehen. Der Schreiber atmete nicht mehr, er war etwas zur Seite gesunken und seine hellen Augen waren ins Weite gerichtet.

Der Sohn erschien aus dem Taumel seines Gelages, er brach zusammen neben dem Sessel und seine großen Augen füllten sich mit Tränen. Er sprach kein Wort . . .

Sie riefen den Arzt an, und er kam in wenigen Minuten.

„Ein schöner Tod . ..", sagte er, „ich denke, es war ein Herzschlag. Hat er vielleicht eine starke Erregung gehabt in den letzten Stunden?"

„Er hat einen Brief geschrieben . . .", sagte die Mutter und nahm das Schreiben vom Tische fort. Sie wollte nicht, daß Ferdinand es jetzt sähe.

Als Cordes Vater beerdigt wurde, folgte das ganze Dorf. Alle gingen zu Fuß, die hundert Menschen hinter dem Sarge, die Frauen und die Männer. Die Mutter ging, am Arm ihres ältesten Sohnes, dann folgte der jüngere Sohn mit Sophiechen, Pahlmanns Hermine und Vollmoors Frau, hinter diesen Vollhöfner, Großkötner, Brinksitzer, Anbauern, Abbauern und Häuslinge, Päsen Mathilde folgte, Fabian Fuchs und Köters Marie, Möllers Vater und Mutter — alle, alle gingen zu Fuß hinter dem Sarge her, sie gingen den Weg von sechstausend Metern . . .

Es gab einen Weg nach dem Friedhof, den „Totenweg" genannt, der wurde sonst nicht von Fuhrwerken befahren. Im Fuhrengehölz vor dem Dorf zweigte er von der

größeren Straße ab, ging erst unterm ernsten Schatten des alten Bestandes, dann kam er durch mannshohes Jungholz, das heiter geschmückt stand mit dem lichteren Grün seiner üppig strotzenden Spitzen, durch Weiden ging er, die unlängst dem Ödland abgerungen waren und deren unlustiges Gelbgrün verriet, daß sie es mehr mit der verdrängten Mutter Heide hielten als mit dem Nutzen der Menschen, dann kam er durch weite, freie Heide, der Weg, und hier hörte man schon das Läuten der Glocken erklingen, das Sterbegeläute . . .

Vorn rumpelte der Ackerwagen, auf dem der kränzebedeckte Sarg stand, er schaukelte manchmal ein bißchen, wenn die Räder in tieferen Sand gerieten oder in abschüssige Stellen des immer nur angedeuteten Weges, er schaukelte wohl, aber er fiel nicht, es sah nur so aus.

Die vorne gingen, waren still und ernst, aber die hinteren spürten wohl kaum noch etwas vom Sinn dieses Weges, sie sprachen über die Ernte, über die Preise der Schweine und des Roggens . . . Es war ein langer Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wildkatze von Hoogeschuur.

Von Richard Euringer.

In der Ferme Hoogeschuur, nördlich von Oostaverne, mit Front auf Wytschaete, nistete eine Batterie des 6. Bayerischen Reserve-Fußartillerie-Bataillons. Der Batterie-Führer, ehemaliger Flugzeugführer, hielt mit uns Feldfliegern Kameradschaft. Wir erkundeten ihm Ziele, schossen — damals noch mit Leuchtpatronen — seine Langkanonen ein, hatten ihm Lichtbilder versprochen, die verdeckte feindliche Stände, aber auch die eigene Stellung nach ihrer Sichtbarkeit festlegen sollten; denn sobald solch ein Nest irgendwie sich kenntlich abhob, hob es Vernichtungsfeuer aus. Und daß muß man den Franzmännern lassen: als Artillerie-Erkunder sind ihre Flieger „Klasse" gewesen, wenigstens zu Kriegsbeginn. (Es war um die Zeit erbitterter Entlastungsangriffe zugunsten der bedrängten Russen Mitte Dezember 1914.)

Auf den Bildern, die wir dann knipsten, zeichneten in frischem Schnee sich die Deckungsbauten kaum, aber die Anmarschwege und Munitions-Masken der Batterie um so verdächtiger ab. Wir ritten dann noch am selben Abend zum Stabsquartier vor, meldeten uns durch Ferngespräch an. Den Hauptmann persönlich erreichten wir im Augenblick nicht, doch ließ er sagen, er erwarte uns in einer kleinen halben Stunde an unserem Treffpunkt: bei der „Wildkatze". Wir sollten sie übrigens nicht reizen, daß sie uns nicht die Augen auskratze.

Ein Mann der Stabswache führte uns. Wir hatten gehört von jener „Wildkatze"; nun erfuhren wir Einzelheiten: Der Weg in die Sappen des Abschnitts lief an einem zerschossenen Landhaus vorbei, das in friedlicheren Zeiten ein französischer Notar seiner jungen Gattin gebaut und mit Rosengärten umsponnen hatte. Aus einer Liebesehe heraus war der Mann zu den Fahnen gerufen, das Haus den Kämpfen zum Opfer gefallen, der zärtliche Rosengarten erfroren, ein wüstes Gestrüpp in verschneiter Trümmeröde geworden. Angebote der deutschen Verwaltung, die verlassene Herrin in gefahrloser Zone menschenwürdig unterzubringen, schlug diese mit der Haßerklärung aus, sie werde nicht eher von der Stelle weichen, ehe Frankreichs glorreiche Heere ihr Besitztum wiederhergestellt hätten. Einst verwöhnt, eine glückliche Frau, war sie ein verwildertes Weib, eine „Wildkatze" geworden, die um ihr Gemäuer schlich. Im Munde der Feldgrauen hieß sie so.

Keine Kolonne ließ sie vorüber, ohne ihr Fluchwünsche nachzuschleudern. Selbst den abgekämpften Ablösungen, die im Morgengrauen heimschlappten, sagte sie Tod und Verstümmlung voraus, suchte sich einzelne heraus, weissagte ihnen ihr nahes Ende. Die Mannschaft blieb die Antwort nicht schuldig. Gegen einen, der ihr grob kam, streckte sie schweigend fünf Finger aus, flüsterte ihm etwas zu, das er verlachte und kaum verstand. Als der Mann — einer von vielen — bald nachher armselig umkam, spannen Legenden die Tatsachen weiter. Ehrfurcht vor ihrem Kummer verhinderten Zwangsanordnungen. Den Truppen war übrigens verboten, ihren Zuruf zu erwidern.

Als wir des Bauwerks ansichtig wurden, schickten wir den Geleiter zurück. Nebel hatte mit Schnee gekämpft. Nun sank frostig die rote Sonne in scharfzackiges Gewölk. Glasig gespensteten Schattenrisse. Die Höhen lichteten sich klar in jenem seltsamen Lila-Gelb, das der Dämmerung vorhergeht. Es summte noch einiges in den Lüften. Ziemlich still lag die Front; so lange Flieger am Himmel kreisten, verriet der Geschützblitz seine Deckung nicht ohne Not. Hier und da, auflebend, knackte das übliche Tacktrck. Auf zertrichterten Fußpfaden erreichten wir den Bestimmungsort. Kalt und verfallen duckte sich unter verschobenem Dach, was einst ein Landhaus war.

Da wir unseren Mann nicht fanden, hatten wir Muße, uns umzusehen. Plötzlich stieß mein „Franz" mich an: hinter dem sinnlos gewordenen Pfeiler einer ehemaligen Freitreppe, reglos an das Gemäuer gereckt, stand in schwarzem Taffetkleid, fröstelnd, mit krankhaft glühenden Augen . . . ein phantastisches Gesicht in der Leere der Dämmerung.

Das war s i e. Die „Wildkatze"!

„On les tuera", deutete sie mit einem Finger, der aus dem schwarzen Ärmel stieß, über unsere Köpfe hinweg in die Ferne: „Man wird sie töten".

Eine Irre. — Grau über die bleiche Stirn wehte ungekämmtes Haar. Es läßt sich der Fluch nicht wiedergeben, mit dem sie sein oder mein Geschlecht ausrottete bis in den Keim.

Als ob die Verwünschung augenblicks sich bewahrheiten sollte, summte am Himmel ein Flugzeug herauf. Sprengwölkchen knallten weiß ins milchige Grau. Ein paar Salven belferten.

„Zermalmen!" überschrie sie sich heiser, „er wird euch zermalmen, euer Gedärm zerreißen, celuilà!" Triumphierend: „Es ist ein Franzose! C'est un français!"

Es war kein Franzose. Mit den blauweißroten Kokarden der Entente: ein englischer Bristol.

Im Rauschen der Abwehr flog er Strich — 2000 Meter hoch — auf uns zu. Wir riefen die Frau an, sich zu decken, als die erste Bombe krachte. Aber sie kannte keine Angst. Theatralisch warf sie die Hände zum Himmel, als rufe sie den Gegrüßten an. Vielleicht sah er das schwarze Pünktchen. Aber er spähte wohl voraus; in soldatischer Bravour zog er die vorgezeichnete Bahn, ohne sich um Schrapnells zu kümmern. Über Oostaverne lud er in Ruhe seine Last ab.

„Encore un! Encore un! Noch ein zweiter!" jubelte die arme Frau, als werde der Himmel die Schleusen auftun, Heuschreckengeschwader auszusenden. Aber diesmal täuschte sie sich; der da über Wytschaete heraufrückte, war ein deutscher Kamerad. Ein normaler L. V. G. Mindestens 2000 Meter hoch, ging er sichtlich darauf aus, jenem die Rückkehr abzuschneiden. Der Engländer schien ihn nicht zu bemerken. Aber plötzlich tackten Schüsse. Mit dem typischen Fernklang des Luftgefechts verbissen sich Selbstlader-Serien. (Man schoß sich damals noch mit Karabinern herum.) Wie erschlagen schwieg die Front. Divisionen starrten hinauf. Es war nicht besonders aufregend, aber mit wilden Freudenrufen feuerte die Hasserin ihren himmlischen Ritter an, daß er siege. Daß er siege!

Sie kannte die Kämpfer nicht mehr auseinander; sie verschwammen in düsterndem Dunst. Plötzlich knallten Wölkchen dazwischen, mit erstaunlicher Treffsicherheit; die Abwehr hatte sie angemessen.

Nicht drei Längen folgten, da klappte jäh ein Flügel ein. Wie ein welk gewordenes Blatt klebte er am stürzenden Rumpf, der, um das verbliebene Tragdeck, senkrecht steil zur Tiefe bolzte. Es mögen nicht viele begriffen haben, was da geschah: wie eine Spindel, am Faden ihres Ölauspuffs, spulte die flügellahme Maschine unrettbar — und quälend langsam — tiefer und tiefer . . . in den Tod. Rasendes Feuer prasselte auf. Ich weiß nicht, ob es dem Opfer galt oder dem schwebenden Bristol darüber, der wohl nicht

wußte, wie ihm geschehen. Neben uns stöhnte ein Weib. Sie hatte sich auf die Knie geworfen, eine Betende. Lautlos war der Schrei, den sie ausstieß.

Selbst erschüttert und doch wie erlöst, als die zersplitterte Maschine hinter Schattenrissen versunken war, sagten wir ihr ein Wort der Tröstung: „Es war kein Franzose. Es war ein Deutscher ..." „Es war ein Mensch! Ein Patriot!" geisterte sie aus dem Dunkel, „es war ein Mensch, der sein Vaterland liebte."

Eine weiße Strähne Haar neigte sich über verweinte Hände.

Unser Freund, der Hauptmann, staunte, als er so uns beisammen fand. Unter wüster Schießerei schlüpften wir in den Unterstand der Batterie. Versuche, die Reste des Flugzeuges zu bergen, scheiterten, auch in der Nacht. Irdisches war zu Staub zertrommelt.

Aber von jener Stunde an gab es keine „Wildkatze" mehr. Essenträger und Kolonnen wollten nicht glauben, was da geschah: Eine alt gewordene Frau nickte ihnen bekümmert zu. Manchmal machte sie ein Kreuz auf die Stirn, aus scheuer Ferne. Grüße gab sie den Truppen mit an die Ihren, an den Ihren, da drüben. Den Verwundeten bot sie zu trinken. Sie hat keinen mehr verflucht. Sie hatte einmal den Menschen gesehen, hüben und drüben, den Soldaten, der für seine Heimat stirbt. Sie verehrte ihn in Trauer als den, der die Völker versöhnt.

Der Kinomann kurbelt auf dem Meeresgrund.

Neueste Einrichtungen zu Aufnahmen unter Wasser.
Von Hans Bourquin.

Die Bestrebungen, Filme unter Wasser zu drehen, sind nicht neu. Der Amerikaner Williams, der sich übrigens auch um den Trickfilm allerhand Verdienste erworben hat, hat sich bereits vor einer Reihe von Jahren damit befaßt.

Williams baute sich zunächst ein besonderes Häuschen für unterseeische Aufnahmen auf Florida, ganz dicht an der Küste dieser vielgenannten Halbinsel. Und diese Behausung wurde so eingerichtet, daß ein unter der Wasserlinie liegendes Fenster frei in die See hinausschauen konnte, dann wurde eifrig hinter den Scheiben gekurbelt, und mancherlei Schönes kam dabei auf das Filmband, was sich draußen abspielte.

Vor der Halbinsel Florida sind die Bahama-Inseln gelagert, die in der Kinematographie unter Wasser bald eine interessante Rolle spielen sollten. Die Meerestiefe ist in jenen Gegenden ziemlich gering, und das ist besonders über der zwischen der Inselgruppe und Cuba liegenden „Bahama-Bank" der Fall. Das Lot findet über dieser Bank oft schon nach ganz wenig Metern Grund. In solcher Untiefe drängen sich Lebenserscheinungen des Meeres zusammen, die in die obersten Schichten des Wassers gehören, und echte „Tiefsee-Sachen", die unter einer Wasserschicht liegen, welche nur 10 Meter stark sein mag. Dort findet man also eine bequeme Gelegenheit, um Bilder zu gewinnen, um die man sonst schwer kämpfen müßte.

Der unermüdliche Williams hat denn auch hier weiter gearbeitet, und rastlos war er auf die Vervollkommnung seiner Apparaturen und Methoden bedacht. Der Schreiber dieser Zeilen hatte dann kürzlich Gelegenheit, einen jungen Film laufen zu sehen, der die neuesten Einrichtungen Williams zum ersprießlichen Kurbeln in seichten Wassern in Abbildungen zeigte, und der vor allem wundervolle Szenen — auch in bunten Farben — aus wenig bekannten Regionen bot.

Wie sehen nun diese neuesten Errungenschaften des rührigen Erfinders zum Arbeiten in seichtem Wasser aus?

Es wird dazu, gewissermaßen als Expeditionslager, ein Schiff mit den nötigen Ausrüstungen gebraucht, das keine großen Abmessungen und keine starke Besatzung haben braucht, und das bald hier, bald dort seine Dienste zu verrichten hat.

Von diesem Schiff hängt dann eine eiserne Kugel bis zu einem nahen Meeresboden herab. Die Kugel bietet gerade für zwei Personen Raum, die allerdings mit einem etwas engen und unbequem geformten Gelaß vorlieb nehmen müssen. Die Kugel hat nun ein rundes Fenster aus starkem Glas, das einen Ausblick in waagerechter Richtung nach außen ins Wasser erschließt. Es sei also eine Meerestiefe von 10 Metern angenommen. Dann wird — auch bei dieser senkrechten Stellung der Fensterscheibe — unten jeder Quadratzentimeter des Fensters mit einer Wassersäule von 10 Meter Höhe, oder von 1000 Kubikzentimetern Inhalt belastet, was einen Druck von 1000 Gramm oder von 1 Kilo bedeutet. Nun ist aber das Fenster viele Quadratzentimeter groß, und daher wird es bei diesem Überdruck von „1 Atmosphäre" bereits sehr kräftig auf Festigkeit beansprucht. Man macht es daher sehr stark und wenn ein solches Glas optisch einwandfrei sein soll, damit es nicht verzerrend auf die Bilder wirken soll, so ist es nicht ganz billig. Das kugelförmige Gehäuse ist dagegen besser gegen den starken Wasserdruck gefeit. Es kann nicht an irgend einer einzelnen Stelle eingedrückt werden, weil ja da jede Stelle in gleicher Gefahr ist, und bei geringen Tiefen droht praktisch auch keine allseitige Zusammendrückung dieses Gehäuses.

Die Kugel hängt nun an einem entsprechend langen Schlauch, dessen Durchmesser 1 Meter mißt, so daß Menschen leicht durch ihn in die Kugel gelangen können, und daß sich das Atmen unten ohne Schwierigkeiten bewerkstelligen läßt. Dieser Schlauch besteht dann aus mehreren, etwa meterlangen Stücken, die man wasserdicht aneinander schrauben kann und die Wandungen sind zieharmonikaartig eingerichtet, damit sich die Teilstücke etwas in der Länge verändern lassen, wie es eben im einzelnen Falle nötig ist.

Besonders in tropischen Gegenden herrscht noch ziemlich tief unten ein gewisses Tageslicht. Besser ist es aber natürlich, künstliches Licht zum Filmen zu benutzen. Und das geschieht denn hier auch, wobei ein kräftiger elektrischer Scheinwerfer außen vor dem Fenster hängt, befestigt an einem Kabel, das auch zur Stromzuführung von einem Schiffsdynamo dient. Dieser Scheinwerfer spendet dann einen senkrechten Lichtkegel, dessen Grundfläche auf den Meeresboden fällt. Die wichtigste von den beiden in der Kugel befindlichen Personen ist natürlich der Kinomann mit seiner Kurbelkammer. Er vermittelt auch den Telephonverkehr mit der Oberwelt. Außer ihm arbeitet unten noch eine Gehilfin mit Maschine und Zeichenblock. Sie notiert wichtige Beobachtungen, und ihr geschickter Griffel zeichnet schnell allerhand besondere Formen auf, die der Film in kleinem Format geliefert hat.

Was die Filmvorführung Schönes brachte, kann hier nur flüchtig skizziert werden. Da sah man einen prächtigen Korallenstock, der von einem nackten schwarzen Taucher mit einem Strick für das Hinaufziehen umwunden wurde; wunderbare Pflanzen- und Tierformen boten eigenartige Reize in dieser verlorenen Welt; ein mächtiger Hai biß einen Köder ab, der von oben herabgelassen worden war. Leider war der auf einem Plakat abgebildete Kampf zwischen einem Taucher und der „Hyäne des Meeres" nicht zu sehen.

Mitte August dieses Jahres kam nun Meldung von einer besonderen Kinematographie in den Gewässern der englischen Bermuda-Inseln, die nordöstlich von den Bahama-Inseln in einem weiten Gebiet liegen, dessen Tiefen 200 bis 2000 Meter messen. Die Forscher Beebe und Barton waren in einer Kugel von 2 Metern Durchmesser und 20 Zentnern Gewicht bis zu 765 Metern hinabgegangen, und bei ihrem dreistündigen Aufenthalt unter See wurde durch Fenster aus Quarz kinematographiert. Die Lampe befand sich dabei drehbar in der Kugel, und sie sandte Lichtkegel mit waagerechten Achsen und tiefen Lichtfeldern hinaus. An der Richtigkeit der Berichte aus Hamilton auf den Bermudas ist gewiß nicht zu zweifeln. Es ist immerhin wunderbar, daß die Fenster einen Druck von 765/10 oder 76,5 Atmosphären ausgehalten haben. Vielleicht hat das Gehäuse eine kleine Zusammenschrumpfung erlebt. Ein Verbindungsrohr nach oben hat es bei dieser Unternehmung nicht gegeben . Die „Bathysphäre" (Tiefel Kugel) war eine Welt für sich, wie die Kugel für einen Flug in die Stratosphäre. Nur mit dem Unterschied, daß sie ständigen Telephonanschluß nach oben hatte. —

Wie weit hinab wird der Kurbelmann die Tiefsee noch erobern?

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg